

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 48.

Fünfter Jahrgang.

30. November 1861.

### Glosse.

Nach Beglücktsein ohne Enden  
Trag' ich längst nicht mehr Begehr;  
Sommer ohne Sonnenwenden  
Suche lange ich nicht mehr.

Max Maria von Weber.

Jener Tage denk ich wieder,  
Wo der rasche Knabenstun  
In dem Rausch der ersten Lieder  
Mit beweglichem Gefieder  
Strebte zu den Sternen hin;  
Wo das Herz so hoffnungsbang  
Und so voll von Liebesdrang  
Und so reich an Liebespenden,  
Wo ich mich in's Blaue schwang  
Nach Beglücktsein ohne Enden.

Ah! es schwand der gold'ne Traum!  
Al das Lieben und das Hassen  
Und der Hoffnung Feuerschaum  
Und der Glanz im leeren Raum —  
Alles hat nun nachgelassen:  
Unbedingten Glückes Frieden  
Ist dem Herzen nicht beschieden;  
Längst erseh' ich ihn nicht mehr;  
Nach dem winterlosen Süden  
Trag' ich längst nicht mehr Begehr!

Selbst der Sommer schwebt vorüber  
Allzu schnell und allzu bald;  
Ward er lieber uns und lieber,  
Wird der Herbst nur doppelt trüber  
Und der Winter doppelt kalt.  
Ja, es bringt das alte Glück  
Neuer Lenz auch nicht zurück —  
Wunsch und That und Liebe enden;  
Niemand gönnt uns das Geschick  
Sommer ohne Sonnenwenden.

Und so geb' ich denn den Sinn,  
Halb beruhigt, halb vor Trauer,  
Lächelnder Entfugung hin,  
Als dem einzigen Gewinn,  
Der von wahrer, echter Dauer.  
Ueber aller jener Schmerzen  
Unvermeidlichkeit zu scherzen,  
Sei mein einziges Begehr;  
Qualenlose Menschenherzen  
Suche lange ich nicht mehr!

Max Jakob.

### Die verhängnißvolle Reise.

Aus den Mittheilungen meines Freundes.  
(Fortsetzung.)

„Ist das die Bewirthung? Wo ist der Vormund? Was soll die Art und Weise, mit der man mir das Frühstück vorsetzt? Und gar abgesperrt, wie ich hörte, oder sollte dies eine Täuschung gewesen sein?“

Mit diesen Gedanken griff ich an die Klinke. Die Thüre war fest verschlossen und kein Mütteln vermochte sie zu öffnen.

Eine düstere Ahnung, für die ich noch keinen Ausdruck fand, durchzog meine Seele.

„Was geht hier vor?“ fragte ich halblaut, während mein Blick unster in dem ärmlich ausgestatteten Stübchen umherirrte. Da schlug plötzlich eine unheimlich gellende Stimme mit so fremdartigem Ausdrucke an mein Ohr, daß ich in dem ersten Augenblicke mir nicht Rechenschaft zu geben wußte, ob sie einem Menschen oder einem Thiere angehöre. Bald wurde sie wieder in langgehaltenen Tönen hörbar, und nun konnte ich deutlich erkennen, daß sie von einem Menschen ausging. Aber es lag etwas Böses, Unnatürliches in derselben, das auf eine wilde Leidenschaft oder Ueberreiztheit des Gemüthes schließen ließ. Jetzt fielen mir mit einem Male die Thüren mit den Nummern ein, das Absperren meiner Thüre, die Abwesenheit des Vormundes, die Worte desselben an den Herrn vom Hause: „Dies ist der Herr, von dem ich Ihnen geschrieben —“ und ich wurde starr vor Schrecken; denn der Gedanke an die Möglichkeit eines Schurkenstreiches war wie ein Blitz in mir aufgestiegen.

„Darum also die plötzliche Einwilligung zu meiner Reise nach London, weil ich vor der Zeit mündig erklärt werden wollte — und statt der Reise nach London ins —“

Ich wagte den Gedanken nicht zu Ende zu führen, denn das Blut stieg mir zu Kopfe, der Angstschweiß brach mir aus und das Athmen begann mir schwer zu werden. Ich sank auf einen Stuhl nieder, in dumpfes Hinbrüten verloren, während ein leises Fieber mich zu schütteln anfing.

Eine halbe Stunde mochte verlossen sein, als die Thüre aufgeschlossen wurde und mein sonderbarer Wirth, dessen Namen und Stand ich nicht einmal noch kannte, eintrat.

„Ah! mein Herr!“ rief ich, „was soll dies, warum werde ich eingesperrt, wo ist mein Vormund?“

„Herr N., der Sie hierhergebracht, ist so eben wieder abgereist; Sie werden eine Zeitlang bei mir bleiben.“

„Ich? warum? Ich will nicht, ich reise nach London und werde mich hier nicht länger aufhalten.“

„Sobald Sie genesen sind, wird es mir ein Vergnügen sein, Sie aus der ärztlichen Behandlung zu entlassen; bis dahin müssen Sie sich es schon gefallen lassen, unter meiner strengsten Obforge zu verbleiben.“

„Wer ist krank?!“ rief ich entrüstet, „Doch nicht ich? Welcher Schurke oder Narr hat dieß gesagt?“

„Der Herr, unter dessen Aufsicht Sie hierher gekommen.“

„Der Betrüger!“ schrie ich empört, „Er soll mir nicht entrienen!“

Und ohne zu überlegen, was ich that, stieß ich den Arzt bei Seite, und wollte zur Thüre hinaus; hier aber empfingen mich zwei starke Männer, die mich festhielten.

„Bleiben Sie ruhig, junger Mann, und es wird Alles gut gehen,“ war des Herrn neuerliche Ansprache, „Sie werden sich einer liebevollen Pflege zu erfreuen haben.“

„Was wollen Sie mit mir anfangen?“ fragte ich zitternd.

„Sie heilen, Ihren Kopf, Ihre Nerven stärken, Ihnen Ihr Gedächtniß wieder zurückgeben.“

„Auf was soll ich mich denn erinnern, um Gotteswillen?“

„Wer Sie sind.“

„Ich bin Wilhelm Z.“

„Das müssen Sie sich schon aus dem Kopfe schlagen,“ antwortete er ernst, „sonst werden Sie nicht genesen.“

„Von was soll ich denn genesen?“

„Nun von Ihrer Gehirnerschütterung, von Ihrem schwachen Gedächtnisse; Ihre Nerven müssen erst wieder gestärkt werden, und Sie werden sich ganz gewiß wieder erinnern, wer Sie sind.“

„Ich bin Herr von beinahe einer Million!“ schrie ich entrüstet, und würde in wenigen Wochen frei über mein Vermögen verfügen können, wenn nicht ein gewissenloser Vormund —“

„Schmähen Sie nicht den Mann, der so redlich besorgt ist, daß Sie Ihre Gesundheit wiedererlangen sollen.“

„Ich habe sie nicht verloren!“ schrie ich in steigender Wuth, „ich fühle mich ganz wohl; auch hat er mir über einen weiteren Zweck unserer Reise gar nichts gesagt, da sie einzig und allein der Unterhaltung und Zerstreuung gewidmet ist; und nun führt er mich hierher, nachdem doch beschlossen worden, nach London zu reisen; hier verläßt er mich heimlich und gibt mich unter Gott weiß was für schlimmen Absichten der Willkür fremder Menschen Preis, indem er mir einen Zustand andichtet, in welchem ich mich Gottlob nicht befinde.“

„Die Kranken verkennen sehr häufig ihren eigentlichen Zustand.“

„Nun denn, was fehlt mir also? Sprechen Sie offen.“

„Um, ich sagte Ihnen schon: Gedächtnißschwäche, Verwirrung der Gedanken, Nervenschwäche; erst bis ich Sie werde hergestellt haben, werde ich Ihnen den eigentlichen Zustand, in dem Sie sich jetzt befinden, auseinander setzen können.“

„Sie halten mich doch nicht für einen Wahnsinnigen?!“ rief ich entsetzt und wurde eben gewahr, daß die beiden Männer auf ein von ihrem Herrn gegebenes Zeichen mich wieder festnehmen wollten; allein ich war ihnen zuvor gekommen und hatte mit etlichen Sätzen die Treppe erreicht, über die ich, ohne zu überlegen, wohin, wild hinunterstürzte. Die Thüre war offen und ich floh über den Hof hin; auch das Einfahrtsthor stand offen; dahin richtete ich meinen Lauf, während ich hinter mir die Tritte von Verfolgern vernahm, die mich zur höchsten Kraftanstrengung anspornten.

Glücklich war ich ins Freie gekommen. In einer geringen Entfernung sah ich eine Gruppe Häuser. „Ich will mich unter den Schutz jener Dorfbewohner begeben,“ dachte ich, „wenn Sie mich als vernünftig erkennen, werden Sie mich schützen.“ Doch kaum hatte ich mich diesem Troste hingeegeben, als ich die Schritte meiner Verfolger schon hart hinter mir hörte. Der Wuth der Verzweiflung kam über mich; ich that einen Seitensprung und griff nach meinem Taschenmesser, bereit, mich auf's Aeußerste zu verteidigen; allein meine Verfolger ließen mir hiezu nicht Zeit. Mit einem Sprunge hatte mich der Eine erfaßt, und obgleich die Angst mir übernatürliche Kräfte gab, so daß ich dem Manne mich wieder entriß, so half diese Kraftanstrengung mir dennoch nichts mehr; denn der Zweite war gleich bei der Hand und hatte mich schnell ergriffen. Zugleich waren Leute aus dem Hofe gekommen, mit deren Hilfe ich vollends überwältigt wurde. Unter ihnen war auch der alte Herr.

„Legt ihm die Zwangsjacke an,“ befahl er, „und habt mir ein wachames Auge auf ihn.“

Nun unterlag es keinem Zweifel mehr. Ich mußte hier als ein Toller gelten, und eine entsetzliche Zukunft that sich mir mit diesen Worten auf.

Halb ohnmächtig wurde ich hinaufgeschleppt und mit der Zwangsjacke begann nun auch die Behandlung, welche man einem Wahnsinnigen behufs seiner Heilung angedeihen läßt. Meine Kleidung wurde gewechselt, mein Kopf glatt geschoren, eine abgelegene Zelle mir zur Wohnung angewiesen und ich auf eine magere Kost gesetzt. Kalte Sturzäder wurden angewendet, die meinen Körper, wie elektrische Schläge erschütterten. Kurz, man unterließ nichts, um meinen tollen Sinn zu zähmen, und man war nahe daran, aus mir das wirklich zu machen, was ich jetzt bloß schien. Doch ließ der Himmel mich den ersten Anprall dieser Behandlungsweise glücklich überstehen.

Obgleich in meiner Verzweiflung die Gedanken sich anfangs wirklich verwirrten, so sagte ich, nachdem ich die erste Nacht in diesem verhängnißvollen Hause zugebracht hatte, mich doch insoweit wieder, daß ich beschloß, ein ruhiges

Betragen anzunehmen, um mit dem bewußten Herrn, der wie ich mich überzeugte, der Doktor dieser Irrenanstalt war, einige Worte wechseln zu dürfen. „Vielleicht ist er von meinem Vormunde hintergangen worden und wird bei näherer Ueberzeugung meinen wahren Zustand bald erkennen.“ So tröstete ich mich und begann ruhig und nachgiebig zu werden, fügte mich in Alles willig, und in der That hatte mein Benehmen zur Folge, daß man die Zwangsjacke entfernte und mich milder behandelte.

(Fortsetzung folgt.)

## Kulturhistorisches über die alten Slaven in Krain.

Von Leopold Kordesch.

(Schluß.)

Die Kunst des Schreibens mußte unseren Vorfahren, bevor sie nach ihrer Trennung von ihrem slavischen Stammvolke über Pannonien her in unser Krain zogen, bereits bekannt gewesen sein. Man gehe alle slavischen Mundarten durch und man wird finden, daß „schreiben“ überall „pisali“ heißt. Indem aber das Wort pisali in der streng altslavischen Sprache malen bedeutet, so erhellt daraus, daß sich die alten Slaven nicht der Buchstaben, sondern der Hieroglyphen bedienten. Der Hauptbegriff des Wortes wurde mit der Zeit in einen Nebenbegriff umgeschaffen, den das Wort noch jetzt anhängen hat, denn pisan heißt bunt, und pisana rula ein buntes, vielfarbiges Tuch. Da im Grunde sowohl die Hieroglyphen- als die Buchstabenschrift nichts anderes als Malerei ist, so behielt der Slave zur Verzeichnung des Schreibens sowohl, als des Malens auch nur ein Wort. Die sonderbare Verfahrungsart beim Rechnen des gemeinen Mannes in Krain hat noch jetzt ein hieroglyphisches Ansehen, indem er häufig nicht in Zahlen oder Ziffern, sondern mit ganz eigenen Zeichen seine Rechnungen notirt.

Linhart und andere Autoren nehmen es als eine ausgemachte Sache an, daß der große slavische Volksstamm, bevor er sich in die verschiedenen Aeste zerteilt hatte, die Buchstabenschrift noch nicht kannte. Der Slave würde in das fremde Land ohne Zweifel die Ausdrücke, die das Lesen und die Lettern bezeichnen, mitgebracht haben, was jedoch nicht geschah und heut zu Tage jede slavische Mundart eine andere und verschiedene Benennung für diese Bedeutungen hat.

In späterer Zeit, nachdem die Slaven in verschiedenen Ländern vertheilt lebten, findet man zwei slavische Alphabete, die sogenannte Bukvica und Kirilica (sprich: Bukviza und Kiriliza), über deren Entstehung man nichts Näheres weiß. Die alten Slaven hatten ganz sicher kein gemeinschaftliches Alphabet. Indes bedienten sich nur die Slaven am rechten Donau-Ufer und näher her der Bukvica, oder des glagoli-

tischen Alphabets, bei den jenseits der Donau gebliebenen Slaven findet sich noch keine derlei Handschrift. Die ersten lernten von den Griechen, die sie zu Nachbarn hatten, die Buchstabenschrift, welche sie dann hieroglyphenartig verzerrten und verschönérkelten, so daß es in der Folge schwer wurde, den griechischen Ursprung ihrer Buchstaben zu entdecken, denn wo die griechischen Buchstaben nicht ausreichten, erfannen die Slaven eigene Zeichen. Die Ordnung ihres Alphabets glich ganz jener des griechischen, welches als Beweis der Abstammung gilt.

Auch bukve (das Buch) kommt von dem slavischen Worte Bukvica, welches Wort nicht, wie Einige irrig glauben, in der deutschen Sprache seinen Ursprung hat. Man hält den heiligen Hieronymus, einen Dalmatiner, der zu Anfang des fünften Jahrhunderts lebte, wiewohl vielleicht mit Unrecht, für den Erfinder der Bukvica oder des glagolitischen Alphabets. Unter einer Statue dieses Heiligen zu Rom liest man noch die Aufschrift: „Sant (sodiel als Sanct) Hierolim, sokup slovenskih čerk.“ Aber nach der Geschichte gab es um die Zeit des heiligen Hieronymus noch keine Slaven dießseits der Donau, als das kleine Völkchen der Limiganten, die damals noch nicht in der Verfassung waren, die ihnen nachfolgenden Züge der Slaven mit einem eigenen Alphabete zu versehen und zu bereichern.

Nach Linharts Behauptung wird man am wenigsten fehlen, wenn man die Entstehung der glagolitischen Schriftzeichen in die Zeit von 500—550 nach Christo setzt. Um diese Zeit bewohnten die Slaven schon alle Gegenden von der Donau bis zum adriatischen Meere und von Konstantinopel bis in die Mitte Germaniens. Daß die Kroaten schon im siebenten Jahrhunderte ihre eigene Handschrift hatten, ist ganz gewiß. Erst um das Jahr 840 wurde das slavische Alphabet durch griechische Mönche reformirt. Die Slaven verharren so hartnäckig bei dem Gebrauche ihrer Muttersprache und ihrer Schriftzeichen, daß sie, nachdem sie den christlichen Glauben angenommen hatten, vom Papste Adrian II. die Abhaltung des Gottesdienstes in slavischer Sprache verlangten, welcher denn auch dem griechischen Priester Kirillus (dem heiligen Cyrillus, Bekehrer in Krain und Bischof in Mähren) die Erlaubniß dazu erteilte, der zu diesem Behufe die Meßbücher ins Slavische übersetzte. Vom heiligen Cyrillus stammt die Kirilica oder das kirillische Alphabet her, dessen sich aber die Krainer nie bedient haben. Sie hielten noch um das Jahr 1500 und auch länger an den glagolitischen Schriftzeichen fest, wie man noch derlei Handschriften vorfindet. In Urkunden ist diese Schrift aus dem Grunde nicht zu finden, weil diese nur von deutschen Herren ausgingen, also auch in deutscher Schrift verfaßt sind.

Die glagolitische Buchdruckerei unserer Hauptstadt Laibach kam im sechszehnten Jahrhunderte nach Rom und befindet sich noch in der Propaganda daselbst. Als Primus Truber (aus dem Dorfe Raslsica bei Auersberg gebürtig), der im Jahre 1531 in der Laibacher Domkirche, der Erste, Luthers

Lehre öffentlich zu predigen anfang, im Jahre 1561 aus Deutschland, wohin er aus Krain vertrieben wurde, nach vierzehnjähriger Abwesenheit in sein Vaterland wieder zurückgekehrt war, brachte den ersten Buchdrucker, Johann Mandel oder Manlius ins Land und ließ mehrere Religionschriften in der Landessprache mit lateinischen Lettern drucken, welche Schriftart der krainischen Sprache mit geringer Abänderung bis auf die heutige Zeit geblieben ist.

Truber brachte zugleich das neue Testament, den Psalter, das Evangelium und den Katechismus Martin Luther's nach Krain, welche sämtlichen Schriften in slovenischer und kroatischer Sprache von ihm herausgegeben und ebenfalls mit lateinischen Lettern gedruckt, schon im Jahre 1553 zu Lübingen erschienen waren.

### L i t e r a t u r.

Gotschee und die Gotschewer. Eine Skizze von Theodor Glze, evangelischem Pfarrer in Laibach. (Separat-Abdruck aus dem Jahresbericht des Musealvereins für Krain.)

Der Jahresbericht des Musealvereins befindet sich noch unter der Presse, und wir hätten gern mit dem Bericht über die vorliegende historische Arbeit gewartet bis zum Erscheinen des ganzen Werkes. Da indeß schon in verschiedenen Zeitschriften über die Glze'sche Arbeit referirt worden ist, so müssen wir unserem Vorsatz untreu werden, wollen wir uns nicht gerechten Vorwürfen unserer Leser aussetzen.

Das Werkchen, wie es als Separatabdruck vorliegt, zerfällt seinem Inhalte nach in drei Theile, in eine Geschichte Gotschee's und der Gotschewer, ihrer Abstammung, Benennung u., in eine Schilderung von Land und Leuten, und in eine Charakterisirung des Gotschewer-Dialekts nebst Aufstellung eines Gotschewer-Idiotikons.

Im ersten Theile — der Verfasser hat für diese Theile keine besonderen Abschnitte gebraucht — wird also die Geschichte Gotschee's in zusammenhängender, jedoch mehr skizzirter Weise erzählt, wobei sich der Verfasser der Ansicht anschließt, daß die Gotschewer von Thüringern und Franken abstammen, welche vom Kaiser Karl IV. dem Grafen von Ortenburg in den Jahren 1350—1360 als Leibeigene geschenkt wurden. Der Name „Gotschee“ bedente so viel als Hüttenland (kočevje, von kočá Holzhütte), weil die deutschen Ansiedler in solchen Holzhütten gewohnt hätten. Dieß scheint unzweifelhaft richtiger zu sein, als die Deutung des Wortes Gotschee, wie sie Balvasor, Megiser, Schönleben und Andere versuchten.

Die Schilderung des Landes und seiner Bewohner, ihrer Lebensweise, Tracht, ihres Charakters und ihrer Beschäftigung, welche der historischen Abhandlung folgt, ist unstrittig sehr interessant, doch soll der Verfasser in Manchem ein wenig zu stark aufgetragen haben, wie uns Kenner des Landes versichern; namentlich soll das, was er über Demoralisation durch den Hanthandel sagt, etwas zu sehr den geistlichen Herrn und Sittenprediger verrathen. Einzelne Fälle von Demoralisation kämen zwar vor, im Ganzen aber sei das Weib des in der Ferne hanthirenden Gotschewers fleißig und hausälterisch, ja, viele lieberliche Hanfirer verdankten es nur ihren Weibern, wenn sie nicht ganz verarmten. Es mag sein, daß Glze einseitig die Sache betrachtete, jedoch sind viele seiner Urtheile richtig und treffend.

Der dritte Theil der Skizze, welcher das Idiom der Gotschewer betrifft, ist jedenfalls der wichtigste und von dem Verfasser mit Vorliebe ausgearbeitete. Er beginnt schon beim Beschreiben der Sitten und Gebräuche, wo Glze alle jene Lieder und Sprüche aufgezeichnet hat, deren er habhaft werden konnte. Alle Eigenthümlichkeiten des Dialekts werden aufgezählt und durch Beispiele bewiesen. Hier entwickelt der Verfasser seine Kenntnisse der altdeutschen Sprachen, die er stets mit Vorliebe studirte. „Die Gotschewer Mundart“ — sagt er, nachdem er sie als „altfränkische“ bezeichnet hat — „ist noch echt, gut und rein deutsch, und obschon durch den Einfluß der aus der Fremde heimkehrenden Männer die schöne alte Sprache dieses Stammes immer mehr verschwindet, so haben sich doch in derselben, besonders im Munde älterer Frauen, noch viele alte deutsche Worte und Wortformen erhalten, welche in der Schriftsprache und selbst in den übrigen Dialekten meist schon lange verloren gegangen sind. Diefelbe ist daher eine äußerst werthvolle und noch unbenützte Quelle für germanistische Studien, aus welcher nicht allein eine bedeutende Bereicherung der Kunde der deutschen Mundarten, sondern selbst mancher nicht zu verachtende Beitrag zum Verständniß unserer altdeutschen Sprache geschöpft werden kann. Dieß ist um so mehr der Fall, als der Gotschewer Dialekt vielfach dem Althochdeutschen, besonders in seinen spätern Formen, noch näher steht als selbst dem Mittelhochdeutschen.“

Es scheint indeß, als ob der Verfasser zu wenig die jetzt noch gesprochenen süddeutschen Dialekte zu Rathe gezogen habe, denn manche der Wörter des Gotschewer Idioms aus dem Altfränkischen zu erklären, ist ihm nicht gelungen. So Seite 28:

Ar hot noch a puklaz negele,  
Gait mer zu trinken —

Glze übersetzt „puklaz“ mit „bucklicht“ und „negele“ mit „Näglein“ (Glaz?), was falsch ist; denn „puklaz“ heißt klein (Puck heißt im Englischen noch immer der Kleine, der Gnome) und „negele“ ist der in allen süddeutschen Dialekten vorkommende Diminutiv für Neige. Es geht das schon aus dem Sinn hervor.

Abgesehen von diesen kleinen Mängeln und Gebrechen, ist die „Skizze“ ein sehr willkommener Beitrag zur Geschichte Krains, und für spätere Sprachforscher dürfte namentlich der die Sprache behandelnde Theil nebst dem Gotschewer Idiotikon eine sehr schätzenswerthe Quelle für ihre Forschung werden. Besonders verdient erwähnt zu werden, daß für die besonders betonten Vokale auch besondere Typen verwendet wurden, was das Verständniß sehr erleichtert. Die Ausstattung des Separatabdruckes ist sehr nett.

Illustriertes Familienbuch, herausgegeben vom österr. Lloyd in Triest.

Das zweite Heft des neuen Jahrganges dieser mit Recht von dem gebildeten Publikum geschätzten Zeitschrift ist erschienen. Es enthält eine Romanze von E. Kuh, „die verzauberten Augen“; eine Erzählung „die Kinder des Flüchtlings“, von dem beliebten Novellisten Temme; einen interessanten Aufsatz „Theilung der Arbeit“, von F. Kohn; eine höchst beachtenswerthe Abhandlung über „die Kunst des Athmens“, von Dr. K. Neclaw; „Allerlei für den Zimmergarten“, von Dr. Hamm, und einen Literaturbericht, von L. Schüking. Der artistische Theil ist durch drei Stahlstiche: St. Georg mit dem Drachen nach Fernhorn, die Woschee des Sultan Mahmud, und das allerliebste Genrebild, ein musikalischer Nachbar, vertreten.